

Janine Kunze war Pflegekind und veröffentlichte ein spannendes Buch

«Ich muss mich nicht verstecken»

Janine Kunze wurde als Kleinkind von ihrer leiblichen Mutter in eine Pflegefamilie gegeben. Sie kam in eine wunderbare Pflegefamilie. Hingegen belasteten sie immer wieder Zweifel, ob sie in dieser Familie bleiben könne. In ihrem Buch «Geschenkte Wurzeln» bringt sie das zum Ausdruck. Netz traf Kunze in Köln. Von Barbara Heuberger

Warum haben Sie Ihr Leben als Pflegekind aufgeschrieben?

Mir ging es in erster Linie darum, im Pflegekinderbereich etwas zu bewirken. So mache ich nun Lesungen in Jugendämtern oder Pflegekindervereinen, denn hier finden gute Diskussionen statt über mein Buch. Jugendämter sollten das Emotionale stärker gewichten, weniger nur auf die Gesetze achten. Für ein Pflegekind ist es schwer zu verstehen, warum die leiblichen Eltern in bestimmten Fällen mehr gewichtet werden als die Pflegefamilie.

Sind die Situationen nicht sehr verschieden?

Richtig, es gibt Eltern, die sagen, im Moment schaffe ich es nicht, ich liebe mein Kind zwar, ich würde ihm aber schaden, wenn ich es jetzt behalte; ich tue dem Kind einen Gefallen, wenn ich es weggebe und mein Leben regle, aber ich möchte in stetem Kontakt mit meinem Kind bleiben. Man kann das Kind nicht fünf Jahre weggeben und dann wieder kommen und sagen, ich bin übrigens die Mama, und nun möchte ich, dass du zu mir zurückkommst. Wenn aber eine leibliche Mutter oder ein Vater trotz allem eine Bindung aufbaut, das Kind regelmässig besucht, ist das eine ganz andere Situation.

Janine Kunze ist eine deutsche Schauspielerin und Moderatorin. Für ihr Buch hat sie den deutschen Förderpreis der Stiftung zum Wohl des Pflegekindes erhalten.

Ihre Mutter hat Sie unregelmässig besucht?

Meine Mutter hat sich bemüht, aber ihre Besuche oder Anrufe standen in keiner Regelmässigkeit. Ich hatte keine wirkliche Beziehung zu meiner Mutter. Ich bekam nicht die Chance, eine Beziehung zu ihr aufzubauen. Sie kam, dann war sie wieder lange weg. Und plötzlich rief sie wieder an. Hinzu kam, dass sie immer wieder drohte, sie würde mich zu ihr nach Hause holen, das war unerträglich. Denn meine Bezugspersonen waren meine (Pflege-)Familie, da war mein Zuhause.

Wie lief es mit der zuständigen Person beim Jugendamt?

Ich stelle mir diese Aufgabe sehr schwierig vor, denn jeder Fall ist anders. Wir hatten Glück, unsere Bezugsperson vom Amt hat das gut gemacht, sie hing auch an uns. Ich schrieb in meinem Buch ja auch, ich hätte viel Glück gehabt im kleinen Unglück. Es war auch ein sehr positives Beispiel, wie eine Jugendamtsperson für eine Familie da sein kann.

Hilft das Schreiben über seine Biografie?

Ich glaube, man sieht die Vergangenheit klarer, wenn man sie aus der Gegenwart betrachtet. Es ist aber wichtig, dass die Geschichte in der Vergangenheit bleibt. Das war auch der Grund, warum ich meine Geschichte nicht in die Gegenwart gerückt habe, denn ich wollte nicht das Gefühl haben, ich stecke mittendrin in dieser Geschichte. Die Vergangenheitsform schaffte etwas Abstand. Wenn man mittendrin steckt, verliert man oft den Überblick. Dann kann es passieren, dass man zu emotional wird oder gar Falsches schreibt.

War es sehr schwierig, Ihre Vergangenheit aufzuschreiben?

Ich habe schon immer Geschichten geschrieben, daher war es nicht ganz so schwierig. Eine Bekannte half mir dabei; wir sprachen viel darüber, wie ich was schreiben könnte. Aber es war ein schwieriges Jahr, weil ich mich mit der Vergangenheit beschäftigen musste.

Meine Kindheit war geglückt, dennoch wollte ich auch auf die schwierigen Seiten hinweisen, in der Hoffnung, ich könne im Pflegekinderbereich etwas bewirken. Es sollte ein liebevolles Buch werden, das aufzeigt, was ein Pflegekind erlebt und durchmacht, was Pflegeeltern durchmachen, auch leibliche Eltern, die das Kind weggeben. >

Welche Resonanz erhalten Sie auf Ihr Buch?

Ich bekomme vor allem Resonanz von Pflegekindern, Jugendämtern, sogar ein Bürgermeister hat mir geschrieben; ich habe diesen wunderschönen Preis bekommen, der hat mich enorm gefreut...

... Sie haben den deutschen Förderpreis der Stiftung zum Wohl des Pflegekindes erhalten ...

...ja, dieser Preis macht mich stolz. Ich bin froh, dass ich dieses Buch geschrieben habe; es war eine wichtige Entscheidung und eine gute Erfahrung.

Das Thema Pflegekind aber wird nie erledigt sein für mich, ich war ein Pflegekind, das ist ein Teil von mir. Ich habe drei Kinder, die wollen irgendwann mehr wissen über meine Geschichte. Ich erzählte es meiner ältesten Tochter bereits, ich suchte einen guten Zeitpunkt für uns beide, und sie hat es gut aufgenommen. Ich werde mit jedem meiner Kinder zur gegebenen Zeit wieder darüber reden. Ich habe mittlerweile keine Angst mehr vor solchen Gesprächen, ich habe tolle Kinder. Ich bin stolz auf meine Vergangenheit, meine Kindheit hat mich zu diesem Menschen gemacht, der ich heute bin. Ich muss mich vor nichts verstecken, das ist die Botschaft, die ich auch meinen Kindern mit auf den Weg gebe. Ich möchte auch allen Pflegekindern sagen: «Ihr müsst aus eurer Kraft schöpfen, ihr dürft euch nicht verstecken, ihr müsst euch nicht schämen.»

Haben Sie das Buch in der Pflegefamilie besprochen?

Alle haben das Buch gelesen, aber wir sprechen nicht viel darüber, das ist in Ordnung. Ich weiss auch, dass diese Öffentlichkeit schwierig ist für meine Pflegefamilie, sie sind anders als ich, sie sind zurückhaltend; mit diesem Buch war es wiederum so, dass ich viel Raum erhielt, wie auch schon in meiner Kindheit mit all den Besuchen des Jugendamtes, wenn alle zu Hause sein mussten. Das war für alle nicht einfach.

Ihre Geschwister mussten bei den Besuchen des Jugendamtes dabei sein?

Ja, immer, alle, da gab es gar keine Diskussion. Meine älteste Schwester musste zum Beispiel auch eigene Termine absagen, weil auch sie dabei sein musste. Wir hatten alle keine Wahl. Ich erinnere mich an das Gefühl, das mich damals begleitete, es war etwas zwischen Wut und «ich muss mich entschuldigen», ich war zwischen diesen beiden Gefühlen hin und her gerissen. Das alles wird mich immer begleiten, an mir haften bis an mein Lebensende.

Wie geht es nun mit Ihren eigenen Kindern?

Ich hatte kürzlich eine Diskussion mit meinem Mann über die Frage, warum Kinder manchmal nicht dankbar sind. Wir fragten uns aber, warum sollten Kinder denn dankbar sein? Meine Grosse kommt jetzt in die Pubertät, da kommen Situationen, Äusserungen und Momente, bei denen einem wirklich die Luft wegbleibt. Aber wir wissen, dass wir uns lieb haben. Man muss in solchen Situationen als Eltern versuchen, nie zu vergessen, dass man auch mal so war, und sich sagen, das ist jetzt so, das hat nichts zu tun mit der Frage, ob einen das Kind liebt. Das gehört zum Abnabelungsprozess. Jede Familie erlebt solche Phasen.

Sie haben viel gekämpft als Pflegekind.

Ich konnte gar nicht anders, das war einfach so. Vielleicht lag das auch an den verschiedenen Arten von Prägungen in mir. Einerseits habe ich einiges von meinen leiblichen Eltern mit in die Wiege gelegt bekommen, andererseits gab es den Einfluss der Familie, in der ich gross geworden bin. Da kommt ganz viel zusammen.

**Meine Mutter konnte jederzeit sagen,
sie wolle ihr Kind zurück.**



Fotografien: Guido Schröder, Köln

Haben Sie Ihre leibliche Mutter später wieder getroffen?

Als ich sie nach meiner Adoption durch meine Pflegefamilie nochmals traf – da war ich 18 Jahre alt – sagte sie mir: «Ich wollte das so, Nina, ich **habe** dich weggeben, ich kann nun nicht rumheulen, ich hätte einen Fehler gemacht. Klar habe ich mich manchmal gefragt, ob ich mich falsch entschieden habe. Aber damit musste ich klarkommen.» Ich fand es gut von meiner Mutter, dass sie das so sagte; sie brach in diesem Gespräch auch nie ein oder weinte oder sagte, sie hätte alles falsch gemacht. Natürlich sagte sie auch, sie hoffe, dass ich ihr verzeihe und dass ich mit dieser Platzierung klarkomme.

Meine leibliche Oma – ihre Mutter – litt besonders darunter, dass ihre Tochter ihr Kind weggegeben hatte. Sie kümmerte sich enorm um mich, mit ihr hatte ich eine sehr enge Beziehung. Es war sehr hart für mich, als sie starb.

Von meiner leiblichen Mutter habe ich zum Beispiel die Willensstärke. In meiner Jugend war das für mein Umfeld nicht immer leicht; heute habe ich dazugelernt, ich bin wesentlich liebevoller und verständnisvoller geworden. In der Pubertät aber war ich nicht diskussionsbereit. Auch meine emotionale Seite habe ich von meiner Mutter. Da ist meine Familie, in der ich gross geworden bin, ganz anders. Sie sind eher rationale Menschen, die ganz andere Wege gehen, als ich das tue.

Sie wirken auch sehr authentisch.

Ich bin von Grund auf ehrlich. Diese Mischung, in der ich gross geworden bin, in meiner Pflegefamilie und manchmal bei meiner leiblichen Mutter, hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin. Ich finde das rückblickend eine sehr gute Mischung.

Sie lebten auch in einem grossen Spannungsfeld.

Ja, manchmal war das echt schwierig. Meine Familie ist zum Beispiel sehr sozial eingestellt, meine Mutter lebte ganz anders. Aber irgendwann sagte ich mir, «ich nehme von allem das Beste mit», das war sehr gut, das scheint mir wohl gelungen.

Wie alt waren Sie, als Sie anfangen, solche Überlegungen zu machen?

Das ging bereits mit elf Jahren los. Da fing ich an, mir viele Gedanken zu machen. Den Anstoss gab der Moment, als meine leibliche Mutter den leiblichen Vater ins Spiel brachte. Später fing ich an, mich meinem Namen zu verweigern, ich wollte nicht mehr so heissen, wie meine Mutter oder mein Vater es taten. So schrieb ich auf meine Schulhefte bereits den Namen Kunze, obwohl das Jugendamt es nicht erlaubte.

Kam die Frau vom Jugendamt oft in Ihrer Pflegefamilie vorbei?

Ja, sie kam oft, ich fragte mich immer wieder, warum sitzt sie ständig hier? Es ging doch alles gut, warum kam sie ständig her? Vielleicht tue ich ihr heute unrecht, aber damals hatte ich diesen Eindruck. >

**Wir hatten Glück,
unsere Bezugsperson vom Amt
hat das gut gemacht.**



Welche Rolle spielte denn Ihre leibliche Mutter?

Sie drohte immer wieder, sie würde mich aus der Pflegefamilie wegholen, sie fand diese spiessig; meine Pflegemutter aber blieb immer freundlich. Nur einmal sagte sie meiner leiblichen Mutter am Telefon: «Jetzt reicht es, es geht hier um das Kind.» Danach weinte meine Pflegemutter bitterlich, denn sie hatte grosse Angst, das Jugendamt könnte mich ihr wegnehmen. Die rechtliche Lage war ja so, dass meine Mutter jederzeit sagen konnte, sie wolle ihr Kind zurück. Das waren viele schwierige Situationen. Meine Pflegemutter hat sich ihr Leben lang für mich derart zurückgenommen zu meinem Wohl, das bewundere ich heute sehr. Ich glaube nicht, dass ich das könnte. Meine Pflegemutter, heute meine Mutter, ist eine ganz ruhige, verständnisvolle Frau. Ich wünschte manchmal, ich hätte mehr von dieser Art. Im Beruf kann ich das auch, da kann ich viel mehr wegstecken als im privaten Leben.

Mit 14 Jahren wollten Sie, dass Ihre Pflegeeltern Sie adoptierten.

Das waren unglaublich schwere Zeiten: Es gelang mir zwar, das Jugendamt zu überzeugen, dass ein Antrag ans Gericht ging, wonach ich von meiner Pflegefamilie adoptiert werden sollte. Wichtig war mir, dass ich bei der Anhörung nicht im Beisein meiner Mutter aussagen musste. Diesen Wunsch äusserte ich mehrfach laut und deutlich. Es ist mir unerklärlich, wie es doch passieren konnte, dass ich vom Richter im Gerichtssaal dann doch vor meiner Mutter befragt wurde. Meine (Pflege-)Eltern, die mich dabei sehr unterstützten, durften nicht mit in den Saal. Als der Richter mich und meine Mutter gleichzeitig in den Saal holte, um uns zu befragen, war ich vollkommen blockiert, ich rede ja immer und viel, aber da kam mir kaum mehr ein Wort über die Lippen. Ich konnte nicht mal weinen. Dann sagte der Richter, eine Adoption sei nicht möglich, denn meine leibliche Mutter habe mich sehr lieb. Das war furchtbar.

Sie haben in der Folge auch nicht viel mit Ihrer Familie über diese Verhandlung gesprochen.

Ja, es gab auch nichts zu sagen, und mich lähmte diese Geschichte, diese Demütigung vor Gericht, für lange Zeit.

Ein anderes Thema in Ihrem Buch beschreibt die Stigmatisierung, die Sie durch den Beruf Ihrer leiblichen Mutter erfahren haben.

Das drückt sich u. a. auch in vielen Streits um Kleidervorschriften mit Ihrer (Pflege-)Mutter aus.

Ja, meine (Pflege-)Mutter hatte Angst, ich könnte so werden, wie meine leibliche Mutter. Wahrscheinlicher aber ist, dass sie dachte, jetzt sagen die Nachbarn: wie die Mutter, so die Tochter.

Und dann wurde ich Schauspielerin, und meine erste Rolle war in einer Comedy eine pubertierende Blondine, die oft halb nackt durch die Szenen lief. Das führte zu unglaublichen Diskussionen bei uns zu Hause. Es gab auch Zeiten, in denen wir gar nicht miteinander sprechen konnten. Aber für mich war das ein Befreiungsschlag, denn ich wollte selber über mein Leben bestimmen.

Mittlerweile spielen Sie eine Staatsanwältin.

Genau, das gefällt mir auch gut. Das heisst aber nicht, dass ich nicht irgendwann mal wieder Comedy mache.

Meine Kindheit war geglückt, dennoch möchte ich auch auf die schwierigen Seiten hinweisen.



Das Buch

«Geschenkte Wurzeln. Warum ich mit meiner wahren Familie nicht verwandt bin». 2013, Pendo-Verlag, München und Zürich; 286 S. CHF 26.–.

Siehe auch Buchbesprechung in Netz 3/13, Seite 33, von Peter Grossniklaus.